

Der Totalitarismus der offenen Systeme

Mit F.W. haben Gespräche über die Aktion „Jetzt gehöre ich zu Euch“ stattgefunden. Es geht um Bilder, die sich mit Gruppenzwängen, der Durchsetzung von Macht und den Ritualen der Ausgrenzung auseinandersetzen. Schnell springt die Sprache auf das Kunstprojekt „Schubhaft“ über. Er erzählt von seinen Besuchen im Innsbrucker Gefängnis, in das er die Betreuer der Schubhäftlinge über 20 Monate begleitet hat.

H.S.: Wodurch entstand die Idee zu dem Kunstprojekt „Schubhaft“?

F.W.: Seit mir die Betreuer von der Arge Schubhaft Briefe von den Insassen zugänglich gemacht haben, ist bei mir das Interesse geweckt. Ich setze mich mit ihnen nicht nur dokumentarisch auseinander, sondern eingebunden in ein künstlerisches Handlungsfeld. In den Briefen kommen Themen zur Sprache, die mich beschäftigen und die auch schon in meinen früheren Arbeiten eine Rolle spielen.

H.S.: Die Anordnung von Gegenständen - z.B. Briefen - in Ausstellungsräumen ist ja nicht erst seit Nelson Goodman ein Indikator für die ästhetische und kommunikative Qualität des Gezeigten. Am besten du nutzt „sozial“ als Thema und hältst die Sache ganz heraus. Dazu weigerst du dich am besten, der Arbeit einen Titel und damit ein Label zu verpassen. Ohne die Sache wird der Kommunikation die Grundlage entzogen; die muss zerstört werden, damit Macht so weitgehend wie möglich werden kann. Es ist der Job des Controlers wie des Künstlers und Kurators ebenso wie der des Politikers, sich vor Kritik zu schützen.

F.W.: Das Thema, mit dem ich mich befasse, muss unter die Haut gehen. Meine künstlerische Vorgehensweise ist die Aktion. Es ist die Berührung mit der Sache, die ich in die Öffentlichkeit transportiere. Für mich ist Kunst eine Geste der Veröffentlichung. Der künstlerischen Arbeit geht voraus, was ich mit anderen Menschen geteilt habe, was ich körperlich erlebt habe, sammle und erinnere, für was ich eintrete, mit meiner Person verantworte und als Künstler an der Sache orientiert in der Öffentlichkeit freilege. Es ist mir an einer Verbindung von diskursiven und formalen Freilegungs- und Ausstellungsstrategien gelegen.

H.S.: Das sollte doch eher pragmatisch und ästhetisch gedacht werden. Die Kunst und die Institutionen, die sie zeigen, müssen aus Autonomie-Gründen einen gewissen Abstand zur Gesellschaft vor Ort wahren. Also beispielsweise berühmte Namen einladen, die einen nz der Kontrolle der Institution übereignen wollen. Das läuft doch darauf hinaus, daß die jeweilige ästhetische Theorie sich ihre Belegstücke aus einer überschaubaren Gruppe künstlerischer Positionen zusammenstellt. Dann haben die Ausstellungsstücke, respektive die Künstler, gewissermaßen eine theoretische Sanktionierung zu durchlaufen, ehe sie von ihnen als ausstellungswürdig erachtet werden.

H.S.: Zur Profilierung des künstlerischen Gegenstandes ist der Vorrang der Theorie ausgesprochen hilfreich. Er bündelt die Bedeutungsebenen des Objekts, legt die Sehweisen im Vorhinein fest. Die nützlichste Instrumentalisierung der Theorie besteht darin, die totale Offenheit, Rahmenlosigkeit und Verbindungslosigkeit der Systeme zu konstatieren. Also empfehle ich ihnen, wirklich einen möglichst indifferenten oder am besten keinen Titel zu verwenden, um die Verschiedenheit und Unvereinbarkeit der Kontexte besonders hervorzuheben.

F.W.: Ich stelle eine selbstverständliche Nähe zu den Protagonisten der Sache her und verankere sie in der Öffentlichkeit. Nur wenn die Partizipation und Interaktivität garantiert ist, entsteht die soziale Plastik, auch wenn sie heute nicht mehr in gleicher Weise gelesen werden braucht wie zu Beuys Zeiten. Im Kunstprojekt „Schubhaft“ gehören die Plakataktion, die Aufstellung der Zeltstadt und das Wohnmobil zusammen. In der vorausgegangenen Zeit habe ich in den Gefängnissen T-Shirts mit den Eingeschlossenen, auch Künstler, die von der Schubhaft betroffen sind, getauscht, aber auch Zeichnungen und einen Kopf aus Ton.

H.S.: Das gegenseitige Schenken geht eher auf den Körper, hat doch nichts Ästhetisches. Der freiwillige Tausch der Gegenstände zwischen Künstler und Gefangenen schwenkt die Aufmerksamkeit der Überwachungskameras um auf unsere preisgegebenen Verkrampfungen und unfreiwillige Komik. Die Problematik können sie ablesen an den engagiert betriebenen Ritualen unserer gegenseitigen Versicherungen im Kunstbetrieb. Also wenn es geht, dann doch bitte nicht eine verunsichernde Nähe einführen.

F.W.: Bei meinen Plakaten stammten die Motive von den Eingesperrten - deren T-Shirts, Briefzitate, ... - wurden mit Bildern und Slogans aus den Massenmedien kombiniert. Die Montage erfragt ihre Stellungnahme und die der Leute, die sie sehen. Das Plakat ist vor allem ein Bild, das vielen Passanten zur Kenntnis gebracht wird. Das Wohnmobil ist der weitere Schritt, das Bild von und Metapher für einen schützenden Raum für die, die sich in Sicherheit bringen müssen, herzustellen. Es kann die für bestimmte Menschen errichteten Grenzen in und um Europa direkt durch seine Fahrten thematisieren. Weil ich mich nicht als Sozialarbeiter, sondern als Künstler verstehe, stellt sich für mich die Frage nach dem Standpunkt der Ausstellungshäuser. Die Galerie des Landes Tirol hat ihren Innenhof im Tiroler Landesparlament. Sie verhält sich an der Schnittstelle von Kunst und politischer Macht, ob sie will oder nicht, ob sie die Situation deutlich werden lässt oder verschleiert.

H.S.: Deshalb sollten sie Rücksicht nehmen und es unterlassen, die Zeltstadt im Innenhof der Galerie aufzuschlagen. Es ist doch sicherer, etwa wenn die Leiterin, pardon: das Team eine künstlerische Position ausstellt, eine Künstlerin, die zudem auch noch im Team des Kultur-Staatssekretärs eine Rolle spielt. Das zeigt zwar, wie eng die Manövrierebreite ist, und es muss aber doch jeder seine Ausstellungen finanziert bekommen. Im übrigen gehören doch eher zentrale Positionen in einer offiziellen Galerie gezeigt; wir vertreten schließlich nicht zuletzt Österreichs kulturelles Profil mit entsprechenden Protagonisten.

F.W.: Deshalb wohl auch so eine Geschichte, dass vor nicht allzu langer Zeit vom gleichen Haus ein Plakat von einer Tiroler Künstlerin aus dem Verkehr gezogen worden ist. Während des Jugoslawienkrieges hat eines ihrer Plakate das Luftbild von einer bombadierten Stadt gezeigt, die äußere Ähnlichkeiten mit Innsbruck aufzuweisen schien.

H.S.: Können sie mir bitte etwas zu den unterschiedlichen Aspekten der ungebetenen Präsentation am Ort der Galerie des Landes Tirol sagen?

F.W.: Dokumentarische und soziologische Aspekte beeinflussen das Erscheinungsbild der Aktion. Formal gehe ich so vor, dass die Sache, um die es mir geht, z.B. hier die Schubhaft, sich im öffentlichen Raum auf unterschiedlichen Ebenen ästhetisch und diskursiv entwickelt und Zusammenhänge herstellt. Aktionistisch, d.h. auch dienstleistend oder politisch zu wirken, stellt sich als Konsequenz der Aktion des Kunstprojekts Schubhaft heraus. Formale Strukturen individueller Erfahrungen, gesammelter Gegenstände werden mit einer Auswahl von Slogans zu einem zugänglichen öffentlichen Bildkanon montiert. Die Mediatisierung ist sowohl beim Ausgangsmaterial als auch für die Verbreitung und Deutung der Bilder wichtig. Die weiterhin dokumentierte Wechselwirkung mit dem Publikum setzt den Werkprozess fort: transformiert und tradiert.

H.S.: Da haben sie ja fast etwas Glück gehabt, dass sich wenigstens einige wenige Kollegen solidarisch mit ihrer Aktion erklärt haben. Trotzdem müssen sie verstehen, dass eine Besetzung doch wohl nicht zu vertreten ist. Es ist schon schön, wenn in Tirol gesicherte als repräsentative Zustände gelten bleiben. Wo kämen wir denn da auch hin, wenn...

Ich halte mich dann doch eher an eine Sprache der Ausschlusspraxis, indem ich auf Diskurse verweise. Da gibt es die umfangreichen Kataloge, die einen Kreis mit ihrem Vokabular, einen weiteren mit dessen Wortwahl, einen dritten mit dessen Sprachlichkeit darstellen. Da kann sich doch jeder informieren, wenn ich auf den jeweiligen Diskurs die Sprache bringe. Da wäre mir ein Künstler oder eine Künstlerin, die sich klar umrissenen Aufgabenfeldern zuwendet, darin eine besonders geartete Wahrnehmung und eine erfahrbare Dichte in Geschehnissen entwickeln will, die unter die Haut geht, doch zu kontraproduktiv, ja „retro“. Soll die Arbeit doch in den Diskurs eingehen. Was soll einer denn von diesem Pendeln zwischen funktionaler und phänomenaler Bestimmung, zwischen formalistischer und diskursiver Argumentation halten?

F.W.: Ich trete dafür ein, alltägliche Gegenstände in einer Reflexion, Supervision und Rückkoppelung erfahrbar zu machen. Der Inhalt und Lebenssachverhalt kann ruhig Fehler und Schwächen im künstlerischen Prozess hervorrufen. Die Illusion der Perfektion tritt zurück, um dabei Totalitäres ausdrücklich zu vermeiden. Es geht bei der künstlerischen Arbeit keinesfalls darum, welche Meinung von mir vertreten wird, sondern was mir auffällt, mir auch bei der Arbeit an der Sache zufällt, wie eben beim Schubhaftprojekt das Material für die Zelte aus LKW-Planen mit der Aufschrift „Willkommen im Olympiaschigebiet“.

Text: ©Hubert Salden